

Karen-Susan Fessel

Bilder  
von ihr

Roman

*gewidmet*

*Anna Karstens 1943 – 1995*

© Karen-Susan Fessel

© für die deutschsprachige Ausgabe Querverlag, 2016

Erste Auflage September 1996

Zweite Auflage Dezember 1997

Überarbeitete Neuauflage März 2016

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von Jessica Yatrofsky ([www.jessicayatrofsky.com](http://www.jessicayatrofsky.com))

Gesamtherstellung: FINIDR

ISBN 978-3-89656-244-9

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

## Vorwort zur Neuausgabe von *Bilder von ihr*

*Suzannah oder das große Gefühl*, so sollte es heißen, das Buch, das ich im Frühling 1995 zu schreiben begann. Es war nicht mein erstes, sondern mein drittes Buch, nach dem noch etwas holprigen, in der Szene wohlwollend aufgenommenen Roman *Und abends mit Beleuchtung* und *Heuchelmund*, einem Band mit erotischen Erzählungen. Letzterer war noch nicht erschienen, noch hatte ich kaum einen Pfennig mit dem Schreiben verdient, aber das war mir egal: Jetzt, in diesem milden Frühling, würde ich das Buch beginnen, das mir – wie es so schön heißt – unter den Nägeln brannte.

Seit Langem schon hatte ich an der Idee gefeilt, unzählige Sätze und Passagen notiert, mir die wichtigsten Dialoge vorgesprochen, mich aber nicht ans Schreiben gewagt. Nun aber war ich dreißig Jahre alt, im besten Alter für eine aufstrebende Autorin, wie ich fand, und es war an der Zeit, mich meinen eigenen Ansprüchen zu stellen und das Buch zu schreiben, das mich voranbringen würde. Ich wollte mich weiterentwickeln und zugleich meine eigenen Dämonen bannen, indem ich das Schlimmste und Schönste zugleich erzählte, das ich mir vorstellen konnte: einen Menschen zu finden, den man wirklich liebt, und ihn wieder zu verlieren.

Ein schwieriges Thema, sehnsuchtsbeladen und angsteinflößend zugleich – oder besser gleich zwei Themen: Liebe und Tod. Oder: Sehnsucht und Trauer. Aber nun kam ich nicht mehr drumrum.

Noch hatte ich niemandem von meiner Idee erzählt, nur Jakob, einem Freund, dem ich im Spätsommer zuvor die zweiseitige Inhaltsangabe dazu gezeigt hatte. Jakob, bleich und mager und bereits schwer von seiner Erkran-

kung – Aids im Vollbild – gezeichnet, saß still in meiner Küche, las das Exposé, während ich ihm mit Herzklopfen gegenüberhockte, dann blickte er auf und sagte ernst: „Das ist richtig gut.“

Jakob starb wenige Wochen danach, er hat nicht mehr erlebt, wie das Buch veröffentlicht wurde, und auch nicht, dass es wirklich gut wurde – nämlich so, wie ich es mir gewünscht und vorgestellt hatte; und auch heute noch, wenn ich bei einer Lesung die eine oder andere Passage daraus vorlese, auch heute noch bekomme ich oft selbst eine Gänsehaut, wenn ich eine der Stellen erwische, die ich damals im Laufe von eineinhalb Jahren wie im Rausch niederschrieb.

Das Schreiben machte mich glücklich und traurig zugleich; es war ein wunderbares Gefühl, mit dieser unvergleichlichen Intensität zu spüren, dass ich genau das tat, was ich unbedingt wollte. Und konnte: Schreiben. Ich hatte meine Berufung gefunden – das klingt vielleicht kitschig, aber so war es.

Irgendwann in dieser Zeit fragte mich Jim Baker, Verleger des neugegründeten Querverlags, bei einer Besprechung zu einem anderen Buch, das nie erscheinen sollte, ob ich nicht eine Autorin wisse, die einen Roman mit lesbischen Figuren in der Schublade habe. „In der Schublade nicht, aber in Arbeit“, sagte ich. Und so wechselte ich den Verlag, eine Entscheidung, die sich als richtig erwies.

Durch Jakobs kurzes Urteil ermutigt, hatte ich mich mit dem Exposé für ein Stipendium beworben, so dass ich den letzten Teil des Buches in meinem Einzimmerapartment im Künstlerdorf Schöppingen schrieb. Zum ersten Mal war ich über Monate ganz auf mich gestellt, nie zuvor hatte ich allein gelebt. Nun aber wohnte ich für sieben Monate in einem kleinen Apartment zusammen mit meinem Hund Kuba – und um mich herum in elf anderen Apartments elf weitere Schriftsteller\*Innen und bildende

Künstler\*Innen, sensible, eingebildete, exaltierte, lustige und anstrengende Persönlichkeiten. Leute wie ich, die das Gleiche machten wie ich eben auch. Eine bahnbrechende Erfahrung, die mich nur noch mehr darin bestärkte, meinen Weg als Schriftstellerin weiterzugehen, trotz aller Widrigkeiten, Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die ein künstlerischer Beruf mit sich bringt.

Ich war noch in Schöppingen, als der Roman schließlich im Herbst 1996 mit dem Titel *Bilder von ihr* erschien, mit einem Cover, auf dem meine Schwester und ich selbst zu sehen sind. Die vier Fotos von uns beiden habe ich seinerzeit selbst gemacht, zwei davon mit Selbstauslöser: das Autorinnenfoto auf der Rückseite – und das Aktfoto auf der Vorderseite natürlich –, nach zwanzig Jahren, finde ich, darf ich das ruhig auch mal verraten. Von Schöppingen aus reiste ich zu meiner eigenen Buchpremiere nach Berlin an, und als ich den Roman aufschlug und zu lesen begann, war mir plötzlich, als befände ich mich in einem schützenden Kokon. Und so ist es geblieben, bei jeder Lesung daraus empfinde ich so.

Jahre später, nach einer Lesung in Rostock aus einem ganz anderen meiner – inzwischen sind es 32 – Bücher, trat eine junge, hochgewachsene Frau an den Tisch, zog ein komplett auseinandergefallenes und zerfleddertes, nur mit Gummibändern zusammengehaltenes Exemplar aus der Tasche, legte es vor mich hin und sagte: „Meine Bibel. Schreibst du mir was hinein?“

„Meine Bibel.“ Tja, tatsächlich kann ich die junge Frau, die nun auch nicht mehr so jung sein dürfte, ganz gut verstehen. Denn *Bilder von ihr* ist auch so etwas wie meine eigene Bibel, ein Buch, aus dem ich Kraft und Trost schöpfe, so seltsam das klingen mag. Wann immer ich hineinsehe, lese ich mich fest. Es gibt keinen Satz darin, den ich heute, zwanzig Jahre später, anders schreiben würde. Und die

Themen, die ich darin bearbeitet habe, bewegen mich immer noch: Liebe und Tod. Sehnsucht und Trauer.

Es sind große, zeitlose Themen, Lebensthemen, die ich vermutlich – da kann ich noch so viele Bücher schreiben – niemals abschließend bearbeitet werden habe. Schreibend aber kann ich mich ihnen nähern. Und in *Bilder von ihr* war ich ganz dicht dran, leider auch in der Realität. Vielleicht verleiht auch die dadurch mitschwingende Authentizität meiner eigenen Erfahrungen dem Buch seine oft gelobte Intensität. Für mich ist *Bilder von ihr* auch ein Zeitdokument, zugleich ein zeitloses Zeugnis einer intensiven Zeit. Die Neunziger waren von vielen Abschieden geprägt; Aids war noch eine fast immer tödlich verlaufende Krankheit, die Szene dünnte sich aus, andere mir nahestehende Menschen starben an Krebs, so auch die Lebensgefährtin meiner Tante, der ich das Buch schließlich gewidmet habe. Meine Freund\*Innen und ich waren Suchende, wir tasteten uns vorwärts, in unkonventionellen Bezügen, suchten nach geeigneten Lebensformen. All das floss in das Buch mit ein, und ich machte zugleich erstmalig eine höchst interessante Erfahrung: Schreibend kann ich Probleme lösen und mit einer Weisheit agieren, die ich im wirklichen Leben manchmal nicht einmal annähernd besitze.

Und Tod und Verlust stehe ich immer noch ähnlich hilflos gegenüber wie vor zwanzig Jahren, beim Schreiben von *Bilder von ihr*. Schriftsteller\*Innen halten fest, das ist ihre Aufgabe, und ich glaube, genau das mache ich auch: durch das Schreiben festhalten – Erinnerungen, Erfahrungen, Dinge, die geschehen sind, die gefühlt wurden – und mich selbst.

Natürlich weiß ich, dass meine Leser\*Innen sich genau das von mir wünschen, was damals die junge Frau in Rostock von mir bekommen hatte: noch eine Bibel. Und natürlich ist es nicht einfach, nach einem Buch, das so viele bewegt hat und immer noch bewegt, weitere Romane

von vergleichbarem Gewicht zu schreiben. Ich persönlich weiß, dass ich stets mein Bestes gebe – und dass jedes Buch für mich ein neues Abenteuer und eine neue Herausforderung ist, der ich mich immer wieder mit Freuden stelle.

Ich bin ein Mensch mit vielen Zweifeln und Ängsten, aber in Bezug auf *Bilder von ihr*, meinem ersten großen Roman, bin ich frei davon. Für mich war, ist und bleibt das Buch meine ganz persönliche Mondlandung: ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein großer aber für mich.

Karen-Susan Fessel  
Berlin, Februar 2016

# I

Sie fehlt mir. Immer noch fehlt sie mir. Sie fehlt mir auf eine Art, dass es mir die Kehle zusammenschnürt, eng und heiß wird sie mir, das Schlucken wird schwer und schwerer, bis es ganz unmöglich scheint. Aber ich reiße mich zusammen.

„Trage es mit Fassung“, hat meine Tante Krüpp zu mir gesagt. Tante Krüpp ist in Wirklichkeit nicht meine Tante, aber ich habe sie immer so genannt. Sie wohnte neben uns, neben meiner Mutter und mir, als ich noch ein Kind war und dann, später, ein junges Mädchen. Tante Krüpp ist die einzig wahre Tante, die ich je hatte. Tante Krüpp, alt, klein und mit leicht verkrümmten Gelenken, die ihr das Aufstehen und das Verrichten alltäglicher Hausarbeiten immer schwerer machen; Tante Krüpp scheint ein Relikt aus einer Vergangenheit, die nicht nur weit an Jahren zurückliegt, sondern auch meine eigene ist. Auch diese liegt weit zurück.

„Trage es mit Fassung“, hat Tante Krüpp gesagt. Ich kann das nicht. Ich habe nie Zeiten gekannt, in denen ich etwas mit Fassung tragen musste. Ich habe alles so getragen.

Als ich das letzte Mal in Berlin war, traf ich eine alte Bekannte, die ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Ihr Lachen, als sie mich sah, in einer Bar, die wir früher oft gemeinsam besucht haben, machte mich verdammt froh. Irgendwann fragte sie mich, ob ich noch mit Suzannah zusammen bin. Es hat mir wieder die Sprache verschlagen. Wie oft ist mir diese Frage in den letzten beiden Jahren schon gestellt worden? Immer noch verschlägt es mir die Sprache. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Sie gab ihrem Bedauern Ausdruck, und ich fügte hinzu: „Suzannah ist gestorben.“

Ich weiß nicht, warum ich immer diesen Ausdruck benutze, anstatt zu sagen: „Suzannah ist tot.“ Tot – das klingt



so viel klarer, direkter. Und härter. Vielleicht ist es mein Empfinden, das mich dazu bringt, es weicher auszudrücken, weich von der Art einer kratzigen Bastmatte auf einem abgeschabten Fliesenboden. Aber „gestorben“ klingt, als sei es erst vor kurzem gewesen, und so ist mir auch: als sei es erst vor kurzem geschehen.

Suzannah ist vor nicht ganz zwei Jahren gestorben, genauer gesagt, vor einem Jahr, acht Monaten und fünfundzwanzig Tagen.

Ich war nicht dabei.

Es ist so still hier. Es ist still, nur manchmal kann ich das Rascheln der Vorhänge hören, oder besser: Ich sehe es. Ich sehe, wie sie sich bauschen in einem kleinen Luftzug, der durch die angelehnten Fenster in die Wohnung dringt. Die Vorhänge sind aus weißem, durchsichtigen Stoff und reichen von der Decke bis auf den Fußboden, eigentlich noch darüber hinaus. Wenn es weht, schleifen sie über das Parkett und werden mit der Zeit grau am Saum. Aber das stört mich nicht. Früher habe ich niemals Vorhänge besessen. Die Vorstellung war mir fremd. Aber hier, in dieser Wohnung, hier liebe ich sie. Ich genieße den Anblick. Und sie schützen mich. Sie verbergen die Stadt, die draußen vor meinem Fenster bebt und pulsiert wie ein einziges großes lebendiges Gewebe.

Es ist still. Die Stille lastet nicht, sie schweigt, flüssig, wie Luft. Sie ist so still wie meine Finger, deren trockene Haut. Ich kann lange Zeit so dasitzen und meine Finger ansehen. Obwohl Sommer ist, seit Monaten, ist die Haut meiner Finger hell. Ich habe von Natur aus helle Haut, aber im Moment wirkt sie fahl. Mir gefällt das. Es entspricht meiner Stimmung, meiner inneren Verfassung. Meiner Seele. Auch sie ist trocken.

Ich weiß nicht, ob das stimmt.

Mein Denken aber hat nichts Fahles an sich. Ich kann gut denken. Besser als lange Zeit, klarer. So klar wie ein Sommermorgen.

Manchmal bewege ich meine Finger. Ich nehme meinen Stift, drehe ihn herum und lege ihn wieder hin. Meine Hände kommen mir in diesen Momenten vor wie eigenständige Wesen, deren Trennung von meinem Körper ich einfach nicht wahrgenommen habe. Aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Die Zeit, in der ich das Wissen um mich selbst und meine Körperlichkeit nicht wahrgenommen habe, liegt schon eine Weile zurück. In jener unbewussten Nebelzeit. Nachdem Suzannah gestorben war.

Das leise Rascheln der Vorhänge knistert in meinen Ohren und erinnert mich an das Gefühl, als ich mit meinen Händen einen anderen Körper berührt habe. Jenen Körper. Suzannahs.

Zwischen beidem – dem Berühren und dem Rascheln – liegt gar kein so großer Unterschied: Es sind Grüße, Grüße aus der Vergangenheit und aus der Zukunft. Und auch sie sind eins. Meine Gegenwart. Ich denke an die Vergangenheit, ich fühle in der Vergangenheit, ich hänge in der Vergangenheit, aber ich lebe für die Zukunft. Die Wohnung, in der ich sitze, die Stadt, in der ich wohne, die Luft, die ich atme, die Bewegungen, die ich mache – all das ist jetzt, aber zugleich nur ein Zustand, ein Übergleiten. Wirklich, aber unbedeutend. Erst die Zukunft wird wieder bedeutend sein.

Es ist so still hier.

Suzannah hatte wunderschöne Füße. Wunderschön, wirklich. Ich finde, es waren außergewöhnliche Füße, ebenso wie ihre Hände. Das Besondere an ihnen war die Verbindung von Kraft und Zierlichkeit, die ihnen eine ganz spezielle Anmut verlieh.

Suzannah war groß, eins siebenundsiebzig, und alle ihre Gliedmaßen waren lang und schlank, auch ihre Hände und Füße, aber anders: Die Gelenke und Knöchel waren kräftig und gleichmäßig, Finger und Zehen liefen nicht, wie bei so vielen anderen Menschen mit langen Gliedmaßen, an den Enden spitz zu, sondern sie behielten ihre Form bei, bis hin zu den sanft gerundeten Kuppen. Als mein Blick das erste Mal auf diese kräftigen Hände fiel, an jenem heißen Tag im August, spürte ich so etwas wie ängstliche Faszination. Ich saß da, nervös und verlegen, und sah auf diese Hände, die mit geschickten Bewegungen die abgeschabte Mappe mit meinen Zeichnungen darin öffneten, und ich fragte mich, wie diese langgliedrige Frau zu solch großen, kräftigen Händen kam, wie sie es schaffte, sie so leicht und flink zu bewegen, ohne dabei plump zu wirken, und ich fragte mich, wie es sich anfühlen mochte, wenn diese Finger mich berühren würden.

Und immer wieder, auch als ich längst wusste, wie es sich anfühlte, immer wieder fragte ich mich, wie es sich für Suzannah anfühlen mochte, mit diesen Fingern zu arbeiten, auf den Auslöser ihrer Kamera zu drücken, die glatte Fläche eines Belichtungsmessers zu umfassen. Woher wusste sie, wie fest sie zugreifen, an welchem Punkt das Gewicht ihrer Knöchel liegen musste, wie weit sie die Finger zu biegen hatte?

Der starke Kontrast zwischen ihren langen Gliedmaßen und den großen, kräftigen Fingern war so auffällig, dass ich immer eine gewisse Ungeschicklichkeit in ihren Handbewegungen erwartete. Aber ich habe nie erlebt, dass Suzannah etwas zerbrach oder versehentlich zerriss. Sie war unglaublich geschickt mit ihren Händen.

Auch mit den Füßen: Wie oft habe ich zugesehen, wie sie ein Kleidungsstück zielsicher mit den Zehen vom Boden angelte und mir hinhielt. Sie amüsierte sich selbst darüber: „Meine ursprünglichen Fähigkeiten trainieren“

nannte sie das. Es gelang ihr sogar, die einzelnen Zehen zu krümmen, ohne dass die anderen sich mitbewegten. Das klingt einfach, aber es ist nahezu unmöglich. Ich habe es oft genug versucht, ohne jeglichen Erfolg.

Ich habe ihre Füße geliebt, den flachen Spann und die weiche Rundung der Ballen, die geraden langen Zehen, von denen einzig der kleine am linken Fuß leicht gekrümmt war, als Folge eines Bruchs, den sie sich als Kind zugezogen hatte. Der zweite Zeh war an beiden Füßen fast genauso lang wie mein kleiner Finger. Und fast genauso beweglich. Verrückt.

Ich erzähle das, weil ich mit bloßen Füßen am Schreibtisch sitze, ein Bein über das andere geschlagen, und der leichte Luftzug, der durch das halbgeöffnete Fenster zieht, streichelt sanft über meine Fußsohle. Es ist ein weiches Gefühl, wie eine Liebkosung, und wenn ich meine Hand über die Sohle lege, kommt es mir vor, als schnitte ich eine Berührung ab, deckte sie zu, und mir fällt auf, als wie intim ich die Berührung der Fußsohle empfinde. Ich glaube, nein, ich weiß, dass niemand mehr meine Fußsohlen berührt hat, seit Suzannah es das letzte Mal tat. Ich kann mich nicht genau erinnern, wann das war; ich wüsste es gern, aber ich weiß es nicht, und es fällt nicht allzu schwer ins Gewicht.

Ich wäge ab, erinnere mich, vergleiche, lege das Gute und das Schlechte nebeneinander, und das Gute, das ist alles, was Suzannah mir gab und ich ihr, und das Schlechte das, was ich ihr nicht gab. Was ich versäumte. Mir ist klar, dass ich mir damit keinen Gefallen tue. Ich könnte ewig so weitermachen, und die schlechten Dinge, die Versäumnisse, die Fehler, sie würden sich anhäufen und anhäufen, mit jedem Tag, mit jeder Sekunde, denn immer mehr kommt dazu, mit jedem Tag, der verstreicht, häufen sie sich an, weil jeder Tag, den ich lebe, einer ohne Suzannah ist, ein Tag, an dem ich ihr etwas hätte geben können, aber ich

kann es nicht mehr, es geht nicht, und deshalb muss ich damit aufhören. Ich muss damit aufhören, aber ich kann es nicht, noch nicht. Ich brauche diese Zeit, ich brauche die Erinnerung und das Bewusstsein um das, was mir fehlt, was mir fehlt.

Es gab diesen Moment, diesen winzigen Moment im Sommer 1988. Wir kannten uns schon zwei Jahre, es war ungefähr um die Zeit, als ich aufhörte wegzulaufen, als ich aufhörte, mich zu wehren, immer weiter zu wehren gegen sie, gegen die Gefahr, die ich spürte. Suzannah hat erst später gemerkt, dass ich da war und ja gesagt hatte. Sie hat erst viel später gemerkt, dass ich mich nicht mehr wehrte. Ich habe es ihr lange Zeit nicht gezeigt; ich wollte nicht, dass sie es wusste, und so währte sie mich noch auf der Flucht, während ich schon ruhig neben ihr stand. Es dauerte noch ein Jahr, bis sie es merkte. Nicht, weil sie unaufmerksam oder begriffsstutzig war, ich habe es ihr einfach nicht gezeigt. Ich habe noch ein Jahr so weitergemacht. Ein weiteres Jahr bin ich weggerannt, habe aufbegehrt, um mich geschlagen und sie fortgestoßen. Und so kam es, dass ich drei Jahre gegen sie gekämpft habe und vier Jahre mit ihr.

Nein, nicht gegen sie. Gegen mich.

Um diese Zeit, als ich aufhörte wegzulaufen, im Sommer 1988, da gab es diesen winzigen Moment, in dem ich erkannte, dass ich sie liebte.

Es war in Suzannahs erster eigener Wohnung in der Grolmannstraße, in jener Wohnung, in der sie lebte, während ich mein zermürendes Katz-und-Maus-Spiel mit ihr trieb und kam und ging und immer wieder kam. An jenem Tag war ich am frühen Abend bei ihr aufgetaucht, müde und wachsam zugleich. Ich weiß nicht mehr, wo ich mich herumgetrieben hatte, jedenfalls klingelte ich, sie machte mir auf, wie meist in dieser heißen Jahreszeit mit einem viel zu großen T-Shirt und Trainingshosen bekleidet und schwarzen, ausgebleichten Ballettschuhen an den Fü-

Ben. Sie mochte Ballettschuhe, sie trug sie zu Hause oder auch im Atelier, wenn sie nicht barfuß lief. Sie spürte gern den Boden, auf dem sie ging. Die Härte von Strukturen unter ihren Füßen. Ich habe lange gebraucht, um mich an diese Ballettschuhe zu gewöhnen, ich fand sie uncool, zu feminin, viel zu fein. Wie in aller Welt, fragte ich mich manchmal, kann man etwas mit einer Frau haben, die Ballettschuhe trägt?

Sie machte mir auf, lächelte mich an, drehte sich um und sagte im Weggehen: „Ich muss noch was fertigmachen.“ Sonst nichts. Typisch. Und ich, misstrauisch und fügsam zugleich, schlenderte hinter ihr her, nahm die Flasche Wasser entgegen, die sie mir aus der Küche reichte, setzte mich ins Wohnzimmer und lehnte den Kopf gegen das Polster des Sofas, während sie im hinteren Teil der Wohnung verschwand.

Ich schloss die Augen und hörte zu, wie sie in ihrer zu einem Fotolabor umfunktionierten Speisekammer kramte, mit Papieren raschelte, Schüsseln leerte, und langsam verschwand meine Unruhe. Ich saß da und sog die Stille in mich auf, diese einmalige Stille, die von den leisen Geräuschen, die Suzannah verursachte, nur noch untermalt wurde. Müdigkeit und Hitze flossen aus mir heraus, und nach und nach entspannte ich mich. So sehr, dass ich kaum hörte, wie sie hereinkam. Als ich die Augen öffnete, legte sie gerade einen Packen Fotopapier in eine Ecke des Zimmers, mitten hinein in die übliche Unordnung, mitten hinein zwischen Fotos, Papierschnipsel, Objektive, Bildbände und Kleidungsstücke, die über den glatten Dielenboden verstreut lagen, und dann setzte sie sich mir schräg gegenüber in den großen Sessel und kratzte sich am Ohr, während sie mich nachdenklich ansah.

„Kannst du eigentlich richtig mit zehn Fingern tippen?“, fragte sie und schlug die Beine übereinander, indem sie den Knöchel des einen auf das Knie des anderen legte.

Ich verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Meine Gelenke knackten. „Ja. Wieso?“

Sie zuckte die Achseln und sah auf ihren Fuß. „Nur so“, sagte sie. „Ich hab nur gerade daran gedacht. Ich hab mich gefragt, ob du das wohl kannst.“ Sie beugte sich vor, umfasste ihren Knöchel mit beiden Händen und betrachtete ihre Fußsohle.

Ich sah ihr zu. Die Sekunden verstrichen, alles war still, nur das Brummen vorüberfahrender Autos und entferntes Kinderlachen drangen durch die geöffneten Fenster; ich sah ihr zu, sah zu, wie sie ihre Fußsohlen besah, mit diesem selbstvergessenen Ausdruck im Gesicht, friedlich und ruhig, voller Vertrauen, dass ich dasaß und sie gewähren ließ und dass von mir keine Gefahr drohte. Ich sah ihr zu, und in diesem Moment spürte ich das erste Mal so rein und klar, wie dankbar ich ihr war für dieses Vertrauen, für die Hingabe, mit der sie sich in meiner Gegenwart ganz sich selbst überlassen konnte; ich spürte, wie sich mein Herz weitete, und da, in diesem Moment, in diesem winzigen Moment, erkannte ich, dass ich sie liebte.

Es ist immer wieder dieser Moment, an den ich mich erinnere. Mir kommt es vor, als hätte da alles begonnen. Aber so war es nicht, nicht eigentlich. Es hat schon vorher begonnen, viel früher, nicht zwei Jahre früher, als ich Suzannah das erste Mal begegnet bin, auch nicht, als ich mich endlich aus der düsteren Enge meines jugendlichen Lebens befreite und nach Berlin ging, sondern noch früher. Vielleicht hat es begonnen, als ich klein war, ein kleines Mädchen, als ich das erste Mal Abschied nehmen musste, als ich vier war und mein Vater starb. Oder noch früher?

Damals, an jenem Sommertag in Suzannahs Wohnung, hatte ich keine Ahnung, welche Tragweite dieser Moment haben, wie sehr sich mein Leben dadurch verändern würde. Aber was ich wusste, was ich verstand, als ich dasaß

und Suzannah zusah, war, dass etwas begann, etwas Neues und sehr Bedeutsames, und dass dieses Neue untrennbar mit Suzannah und dem, was sie für mich war, verbunden sein würde, und dass ich es wollte, dieses Neue. Der Weg, der mich bis zu diesem Punkt geführt hatte, war lang und verschlungen, doch er hatte mich hierhin geführt, und jetzt würde es weitergehen, weiter, sehr weit irgendwo hinein, und ich hatte den Verdacht, dass dieses Irgendwo mir sehr gefallen würde.

Ich mag diesen Ort. Ich bin gerne hier. Paris gefällt mir, diese riesige, immer lebendige Stadt, die im melodischen Klang der weichen Sprache schwingt, die ich mittlerweile fast fließend spreche. Mir gefällt meine Wohnung, und mir gefällt die Einsamkeit darin. Sie füllt die Räume aus, das große sechseckige Zimmer mit den zwei überdimensionalen Fenstern, den schmalen, leeren Flur, das Bad und die Küche. Seit mehr als einem halben Jahr lebe ich nun hier in dieser Wohnung, und jedes Mal, wenn ich hereinkomme, ist mir, als ob ich nur für ein paar Tage vorbeischaun würde. Ich habe kaum etwas mitgebracht, als ich gekommen bin. Zwei Koffer mit Papieren, Fotos, Büchern, Kleidungsstücken und ein paar Gegenständen, von denen ich mich nicht trennen wollte. Gegenstände wie der Kerzenleuchter aus Messing, den ich besitze, seit ich neunzehn bin. Der kupferne Armreif, den Suzannah mir geschenkt hat. Oder die kleine Kiste aus Holz, die leer herumsteht, weil ich mich nicht entscheiden kann, was ich hineintun soll. Und Theos Halsband, nicht jenes, welches er immer getragen hat, sondern eins, das mein Onkel Paul für ihn aus den Staaten mitgebracht hatte; es ist grün und aus dickem Leder. Ich habe es ihm einmal umgelegt, aber er sah seltsam aus damit, geschneigelt, es passte einfach nicht zu ihm. Ich habe es trotzdem aufbewahrt. Ich habe immer gedacht, dass ich es noch mal gebrauchen kann,



und das denke ich immer noch. Manche Dinge verändern sich nicht.

Als ich hier ankam, hatte ich die Wohnung noch nie gesehen; alles war ohne mein Zutun arrangiert worden: Suzannahs Mutter hatte gehört, dass einer der Tänzer vom Theater nach Amerika ging und seine Wohnung untervermieten wollte; sie hatte ihrer jüngsten Tochter Edna Bescheid gesagt, und Edna hatte Kontakt zu dem Tänzer aufgenommen, sich die Wohnung angesehen und mich angerufen.

„Sie ist genau das Richtige für dich“, sagte Edna, und ihre Stimme klang frisch und nur leicht gedämpft durch die Entfernung aus dem Hörer. „Also, ich miete sie jetzt einfach. Du musst sie nehmen. Du musst! Glaub mir: Sie ist genau das Richtige.“

Und so ist es auch. Die Wohnung ist in der Tat genau das Richtige für mich. Das Zimmer ist riesig, und wie die anderen Räume besitzt es roh verputzte und weiß gestrichene Wände. Wenn ich hineinkomme, sehe ich genau auf das kurze Stück Mauer zwischen den beiden großen Fenstern. Die Frontwände sind zur Mitte des Zimmers hin abgewinkelt, zu ihren Seiten knickt der Raum wiederum zu der Wand hin ab, in die die Tür eingelassen ist. Die ungewöhnliche Form des Zimmers hat eine beruhigende Wirkung auf mich, ich fühle mich wohlaufgehoben darin, und es ist groß genug, um meine spärlichen Habseligkeiten so zu verstauen, dass sie kaum auffallen.

Das Einzige, was auffällt, ist der große Tisch mit dem Holzstuhl davor. Wenn ich daran sitze, blicke ich aus dem rechten Fenster, wenn ich mich nach hinten lehne und den Kopf ein wenig zur Seite drehe, kann ich aus dem anderen hinaussehen. Falls ich die Vorhänge beiseite gezogen habe. Was ich oft nicht tue.

Rechts von der Tür liegt die große Matratze, die Edna mir schon in die Wohnung gelegt hatte, als ich ankam. Sie

ist dick genug, dass ich nicht friere auf den blanken Holzdielen. Links von der Tür lagern meine Koffer, daneben ein Haufen Kleidungsstücke. Auf eine gewisse Art sieht dieser verwühlte Haufen sogar ordentlich aus. Alles liegt und steht eben ordentlich herum.

Das Bad ist klein. Waschbecken und Badewanne sind aus weißer Emaille. Die Armaturen sind uralte und messingfarben, ebenso wie die dicken verzierten Füße, auf denen die Wanne steht, und wie die Kette, die an dem Toilettenkasten befestigt ist. Das Einzige, was neu ist in diesem Raum, das ist der Spiegel, den Michelle mir vor zwei Monaten angeschleppt hat, weniger aus Fürsorglichkeit, wie ich vermute, sondern damit sie sich selbst besser betrachten kann, wenn sie sich zum Ausgehen fertig macht. Sie will unbedingt, dass ich eine Lampe darüber anbringe, sie meint, das Licht aus der Glühbirne an der Decke gäbe nichts her, aber ich weigere mich. Ich will nichts an den Wänden befestigen, nichts installieren, ich will, dass alles hier ein Provisorium bleibt. Michelle ärgert sich immer wieder darüber, aber ich bleibe hart. Sie legt ohnehin viel zu viel Wert auf ihr Äußeres, finde ich. Dabei ist sie schön, und am besten gefällt sie mir, wenn sie ungeschminkt ist. Aber das ist ihre Sache, ich mische mich da nicht ein.

Auch das trägt dazu bei, dass meine Wohnung ein Provisorium bleibt: Es ist nichts an den Wänden, kein Haken, kein Regal, auch in der Küche nicht. Alles, was ich habe, ist in dem großen Schrank verstaut oder liegt in der Spüle, auf dem Holztisch oder den drei Stühlen. Die Wände aber sind frei.

Nein, nicht ganz. In meinem Zimmer, an der Wand links von der Tür, ist ein Nagel. Dort habe ich ein Foto aufgehängt. Nein, nicht Suzannah ist darauf zu sehen. Aber sie hat es gemacht. Es ist ein Foto von mir, eine Porträtaufnahme, die mein Gesicht im Halbprofil zeigt. Ich sehe mit

leicht gesenktem Kopf in die Kamera, meine Haare sind kurz und liegen wie Flaum am Kopf an, meine Haut ist faltenlos und glatt. Auf dem Foto sehe ich sehr jung aus, lange Zeit habe ich gedacht, dass Suzannah es nicht richtig entwickelt hat, aber das stimmt nicht; damals habe ich so ausgesehen, sehr jung, viel jünger, als ich es jetzt bin. Das Foto ist etwa sieben Jahre alt, es stammt noch aus unserer Anfangszeit, es stammt noch aus der Zeit vor jener, die begann, nachdem ich Suzannah zusah, wie sie ihre Fußsohlen betrachtete. Es stammt weit aus der Vergangenheit, aber ich erkenne mich darin wieder, und ich erkenne auch mein jetziges Ich darin wieder.

Meine Wohnung liegt im dritten Stock eines alten Hauses mit stuckverzierter Fassade. Die Straße ist ruhig und eng; direkt gegenüber kann ich in die Stube eines alten Ehepaares sehen, das jeden Abend damit verbringt, schweigend in den Fernseher zu starren. Schräg gegenüber liegt ein winziger Park, in dem sich abends zuweilen Liebespaare treffen. Ich brauche nur die Straße hinaufzulaufen, und schon beginnt die leichte Steigung, die sich im Gewirr kleiner Gassen und breiter Straßen hinauf zum Montmartre erhebt. Von außen sieht das Haus wie ein ganz normales Pariser Wohnhaus aus, aber der Anblick täuscht: Innen ist alles verwinkelt und widerspricht jeglichen statischen Berechnungen; die Treppe verläuft in unregelmäßigen Abständen gebogen, an unbenutzbaren Nischen und Wohnungstüren entlang, von denen nicht zwei auf einer Höhe liegen. Es gibt eigentlich keine richtigen Stockwerke, sondern jede Tür liegt ein paar Stufen höher als die vorhergehende. Ich weiß nicht, was der Architekt sich dabei gedacht hat, aber kein Hausbewohner kann in seine Wohnung gelangen, ohne erst ein paar Stufen hinauf- oder hinuntersteigen zu müssen. Auch bei mir ist das so: Wenn ich meine Wohnungstür öffne, muss ich drei Stufen hinaufsteigen,

um den Flur zu erreichen. Man denkt, jetzt hat man es geschafft, und dann geht es noch höher hinauf – oder wieder tiefer hinunter.

Aber so ist es eben im Leben. So ist es oft.